Erschienen in: Noëmi Grimm/Anja Köneke (Hrsg.): Zeitstücke. Neue Nordische Novellen VII. 2020, Heiner Labonde Verlag

Janos Honkonen: Aus den Augenlöchern strahlte Leere

Aus dem Finnischen von Claudia Nierste

Das Aufwachen aus dem Koma lief nicht wie in Filmen und Seifenopern ab. Ich erwachte nicht ordentlich frisiert, dezent geschminkt, mit Familie und Freunden am Fuß meines Bettes.

Die größte Überraschung waren meine Träume. Ich saß entspannt und zusammengesunken am Steuer eines Autos, die Finger leicht auf dem Lenkrad ruhend, genau so, wie ich es auf langen Strecken gerne tat. Ich fuhr überall mit dem Auto hin – in die Läden hinein, ins Krankenhaus, sogar auf die Toilette. Auf dem Beifahrersitz saß jemand und schimpfte, fluchte, weinte, versuchte, am Lenkrad zu zerren und das Auto von der Straße abkommen zu lassen. Das war bemitleidenswert und unangenehm, auch ein bisschen nervig. Ich ertrug diese Launen aus Gewohnheit. Die Alternativen waren noch lästiger.

Manchmal wachte ich im Krankenhaus oder in einem Laden auf, ohne dabei im Auto zu sitzen. Meistens erwachte ich im Bett liegend davon, dass das Pflegepersonal mich von einer Seite auf die andere drehte. Sie drückten die Laken zu einem Bündel unter mir zusammen oder die Finger in mein Gesäß, wechselten die Bettwäsche und die Windeln. Manchmal zogen und rüttelten sie an meinen Armen und Beinen. Wenn ich im Auto saß, sah ich kein einziges menschliches Gesicht, aber in den Visionen ohne Auto dann doch. Nur, dass eigentlich niemand einen Kopf hatte.

Das erste Erwachen ohne Auto war scheußlich. Das Bett schnürte mich ein wie eine Hängematte und meine Hände steckten unter der Decke fest. Mein Hals war ungünstig abgeknickt und der Nacken tat mir so weh, dass ich weinte. Vor den Fenstern hingen Vorhänge von Marimekko mit rotem Mohnmuster. Zwischen ihnen lugte ein sonnenbeschienener Stadtwald hervor, so eine nachlässig gepflegte Ansammlung von Erlen. Mit einem Mal störte mich das Muster der Vorhänge. Die Blumen verwandelten sich in einen Schwarm Frösche, die mich alle mit Augen anstarrten, die an Staubblätter erinnerten, bereit, über mich herzufallen. Eine Wand voller aufdringlich glotzender Augen, die Pupillen länglich und schräg stehend.

Die rote Zimmertür glitt mit einem Zischen auf und der Arzt trat ein. Er schritt zügig an mein Bett, legte einen Stapel Papiere auf den Beistelltisch

und wandte sich zum Gehen. Ich versuchte ihm zu sagen, dass die Frösche besser hinausgeschafft werden sollten, aber aus meiner Kehle kam nur ein flötenartiges Fiepen. Der Arzt hielt inne und sah mich an. Wo sein Kopf hätte sein sollen, wimmelte es von geometrischen Schneeflocken. So ein neonfarbenes Glitzern, Knallen und ein Feuerwerk von Formen, wie man es auch sieht, wenn man die Handflächen fest auf die Augen drückt. Am Kopf des Arztes wimmelte dieses Feuerwerk mit tausendfacher Geschwindigkeit.

Ich verstand nicht, was ich da sah. Ich setzte mich ins Auto und fuhr am Arzt vorbei Richtung Fenster, zwischen den Vorhängen hindurch hinein in den Erdgeruch des Stadtwalds und das Surren der Mücken. Das Auto trug mich durch ein sonniges Wohngebiet hindurch bis in die Innenstadt, an der Gemüsetheke bei Alepa vorbei und in den Lagerraum neben dem Milchregal, durch die Faltenbälge an der Tür hindurch wieder hinaus und auf die sonnige Kuninkaantie. Bei Hamina östlich von Helsinki hielten wir an der Salmibrücke und fuhren zum Flussufer. Ja, wir, denn meine Begleitung auf dem Beifahrersitz war wieder dabei, wenn auch ungewöhnlich still. Als wir am Ufer des Salmenvirta neben der grausteinernen Museumsbrücke saßen, beugte sie sich zu mir herüber. Ich tauchte die Füße ins Uferwasser und zupfte mit den Zehen am Schilf, das zwischen den Pedalen schwer zu sehen war.

»Warum konntest du nicht einfach sterben, verdammt«, zischte es laut und böswillig neben meinem Ohr. Ich wandte mich um, denn mein Sozius hatte vorher nie mit mir gesprochen. Anstelle eines Gesichts sah ich neben mir ein ähnliches Feuerwerk wie am Kopf des Arztes.

Ich schreckte auf. Ich war im Krankenzimmer, im Bett, nicht im Auto oder an einem sonnigen Ufer. Die Gestalt vom Beifahrersitz saß im Rollstuhl, den wimmelnden Kopf nahe an meinem eigenen. Ein warmer Körper drückte sich gegen meinen Unterarm. Der Arzt und eine Schwester standen taktvoll an der Tür. Draußen schneite es.

»Scheiße, und warum bin ich nicht gestorben!«, zischte es direkt neben meinem Ohr. Dann, von etwas weiter weg und mit normaler Stimme: »Versteht wohl nichts. Ich bin müde, ich will zurück ins Zimmer.«

Ich zog die Brauen zusammen und entließ ein weiteres vogelartiges Pfeifen aus meiner Kehle, das fast an ein Wort erinnerte. Ich hätte meine Begleitung vom Beifahrersitz wiedererkennen müssen, aber meine Gedanken wollten sich einfach nicht in Reih und Glied fügen.

»Der Bewusstseinsgrad kann in diesem Stadium schwanken. Gut möglich, dass Hören und Verstehen schon wieder gegeben sind, aber noch keine Reaktion auf Ihre Worte erfolgen kann«, sagte der Arzt.

»Gut.«

Der Arzt hatte das Zischen aus dem Rollstuhl offensichtlich nicht gehört.

Wimmelköpfige Gestalten besuchten mich Tag und Nacht. Manchmal sprachen sie zu mir, und in einigen von ihnen erkannte ich allmählich meine Verwandten. Ich erinnerte mich allerdings an keine Namen. Manchmal sah ich sie von meinem Platz hinter dem Lenkrad aus, das allerdings immer seltener und seltener. Mein Sozius wurde noch zwei oder drei Mal im Rollstuhl neben mich gekarrt und fing danach an, mit einem Rollator und der Hilfe eines Pflegers ins Zimmer zu humpeln. Er wisperte und zischte mir ins Ohr. Stand dann auf und streichelte mir zärtlich übers Haar wie nach einem Liebesgeständnis.

»Ich hasse dich«, hörte ich oft.

»Warum konntest du nicht einfach sterben, warum?«

»Wenn die mich hier alleine reinlassen, drück ich dir das Kissen da aufs Gesicht.«

Mit der Zeit begannen die Intensität der Schmerzen und meine Bewegungsfähigkeit die Grenze zwischen Schlaf und Wachsein zu bestimmen. Ich hatte monatelang im Bett gelegen und meine Muskeln waren völlig verkümmert. Ich machte es mir zur Gewohnheit, meinen Bewusstseinszustand zu testen, indem ich das Bein anwinkelte. Wenn es leicht und schmerzlos ging, schloss ich daraus, dass ich träumte.

Dann kam der Tag, an dem ich spürte, wusste, dass ich wach war. Ich lag schlaff auf dem Bett und testete die Grenzen meines neuen Körpers aus. Jede Bewegung spannte meine verkümmerten Muskeln, ans Aufsetzen war nicht zu denken. Die Morgensonne lugte zwischen den Marimekko-Vorhängen hindurch. Die Mohnblumen verwandelten sich einmal mehr in einen angreifenden Froschschwarm. Das Bett war ein sumpfiges Moor, in dem ich versinken würde, wenn ich die Frösche zu nahe herankommen ließe. Ich schlug um mich, zappelte, schrie mit schwacher Stimme. Ich fegte die Schnabeltasse und einen Knopf mit einem Kabel daran vom Tisch. Eine Schwester kam ins Zimmer und zog mich aus dem Sumpf heraus, in dem

ich zu versinken drohte. Während ich noch nach Luft schnappte, wurde mir mit einem Mal klar, dass die Gestalt auf dem Beifahrersitz nicht irgendjemand war. Wir waren verheiratet.

»Wie, das ist dir ganz egal? Unser Hochzeitsort kann dir nicht ›ganz egal‹ sein!«

»Was würde dir denn gefallen?«

»Ist egal, was mir gefällt, sag endlich, was du willst!«

»Ich will eigentlich gar nichts Besonderes.«

»Ja, klar, willst du ja nie.«

Eines Tages kam der Arzt ins Zimmer, und auf seinem Hals saß kein geometrisches Feuerwerk mehr. Stattdessen war da der Kopf eines riesigen Frosches, der die Zimmerdecke streifte. Er beugte sich über mich und begann zu sprechen. Ich war wie gelähmt vor Entsetzen und verstand nicht, was er sagte. Ich starrte ihn an, bis ich merkte, dass sich der Mund des Frosches nicht bewegte, wenn der Arzt redete. Es war eine Froschmaske mit toten Augen, doch die Worte des Arztes drangen unnatürlich klar durch sie hindurch.

»… inferotemporaler Kortex. Beziehungsweise eine Schädigung des inferotemporalen Kortexes. Das kann verschiedene Sehstörungen hervorrufen, aber die müssten … also … die können sich mit der Zeit korrigieren. Teilweise. Aber die Operation ist geglückt und sonst ist Ihr Befinden gut. Nach der Reha können Sie in ein einigermaßen normales Leben zurückkehren.«

Der Arzt verstummte. Die Froschmaske starrte mich aus verstörender Nähe an, verdeckte das halbe Zimmer. Ich nickte ein paar Mal und lächelte. Der Arzt räusperte sich, richtete sich auf, murmelte eine Verabschiedung, während er zur Tür ging.

Als ich wieder allein war, berührte ich vorsichtig meinen Hinterkopf, von dem gerade die letzten Verbände entfernt worden waren. Meine Haare waren an der Seite und hinten abrasiert, die Operationsnarbe stand hervor und war noch immer mit Wundklammern verschlossen. Ich strich mit den Fingern über die Reihen der Metallklammern, die von Ohr zu Ohr reichten und einen Schlenker hinauf zu den Schläfen machten. Die Haut an der Narbe war gefühllos, wie Leder.

Während der nächsten Wochen wurden die Autofahrten immer seltener und verschwanden schließlich ganz. Ich war auf die Rehastation verlegt worden, wo die Tage aus Physiotherapie, Block-Tests mit dem Neuropsychologen und Arbeit mit der Ergotherapeutin bestanden.

»Treten, und treten, und treten, und jetzt feste, feste, feste, feste!«, feuerte mich die Physiotherapeutin an. Ich biss die Zähne zusammen und bewegte die Kurbeln des motorisierten Ergometers auf meinem Bett. Meine Füße waren an den Pedalen festgeschnallt.

»Weiter so, weiter so, hopp, hopp, hopp!«, keifte die Therapeutin und hüpfte beinahe selbst auf der Stelle.

Ich konnte nicht mehr. Der Motor des Geräts drehte die Pedale weiter, bewegte jetzt mich. Mein Körper war ein schwächlicher Embryo mit Muskeln wie zu kurz geratene Drahtseile. Ich schaffte es nicht einmal, mich aufzusetzen. Wenn man unter dreißig ist und kaum die Arme oder Beine ausstrecken kann, weil die Muskeln so schwach sind, sollte das wohl etwas daran ändern, wie man über das Leben denkt. Ich dachte eigentlich an gar nichts und ging meine Genesung in kleinen Schritten an. Ich wunderte mich nur darüber, dass alle Menschen, denen ich begegnete, eine Maske trugen.

Die Eichhörnchenmaske der Physiotherapeutin war groß und wie aus einem Comic, aber ein Teil der Masken war tatsächlich sehr detailliert und fein ausgearbeitet. Menschliche Gesichter, Tiere, Helden der Popkultur, mythologische Gestalten aus allen Zeiten und Kulturen. Die Masken hatten nur eines gemeinsam: Sie verdeckten alle Gesichtszüge vollständig. Keine hinter den Augenlöchern hervorblitzenden Blicke, keine Halbmasken, die den Mund freiließen, nicht einmal die Ohren waren zu sehen. Nichts Menschliches.

Wenn ich allein war, berührte ich oft mein Gesicht. Im Zimmer gab es keinen Spiegel, aber mich verlangte es auch nach keinem. Ich betrachtete mein Gesicht in den Chromteilen des Krankenhausbettes, im Blech der Leuchtstoffröhren an der Decke, im Glas auf der Armbanduhr des Arztes. Anders als alle anderen trug ich keine Maske. Mein Gesicht war unverändert und mein Kopf normal, abgesehen von den Klammern am Hinterkopf. Ich vermied jeden Blick auf die Fotos des Pflegepersonals, die sie auf den Namensschildern an der Brust trugen. Sie schmerzten in den Augen

und im Gehirn auf eine Art, die schwer zu beschreiben war. Als blickte man auf einen extrem hellen blinden Fleck, während sich das Zimmer schwindelerregend schnell drehte. Aus demselben Grund mied ich Zeitungen und Fernseher. Selbst aus dem Augenwinkel verursachten Bilder von Gesichtern bei mir Übelkeit. Die einzigen menschlichen Züge, die ich während meiner gesamten Zeit im Krankenhaus sah, waren meine eigenen.

Meine Begleitung vom Beifahrersitz und meine Familie kamen in den Wochen der Reha mehrmals vorbei. Während ihrer Besuche verstand ich, dass ich von der Realität meines einstigen Alltags einen Schritt zurückgetreten war. Ich fühlte mich nicht unwirklich, ganz im Gegenteil. Es war vielmehr, als wäre mein bisheriges Leben eine billig produzierte TV-Serie gewesen, von der ich jetzt sah, dass alle ihre Kulissen statt aus Metall und Stein aus Spanplatten und Styropor bestanden – und die Figuren nur Schauspieler waren.

Meine Eltern trugen die klassischen Theatermasken, mein Vater die Tragödie und meine Mutter die Komödie. Mein Vater und meine mausgesichtige kleine Schwester saßen still auf ihren Bänken und nickten immer wieder, während meine manisch plappernde Mutter ihrer Trauer, ihrer Erleichterung und ihrer Liebe freien Lauf ließ. Ich hörte lächelnd zu und versuchte, nicht auf die Uhr zu sehen. Früher hätte ich automatisch die Wörter gesagt, die sich in dieser Situation gehören, aber ich machte mir nicht mehr die Mühe. Es schien mir schmerzlich gekünstelt. Als meine Mutter endlich verstummte und sich setzte, trauten sich auch mein Vater und meine kleine Schwester, den Mund aufzutun. Mein Vater fragte nach meinem Befinden und erzählte vom Wetter, das man doch auch durchs Fenster sah. Meine kleine Schwester hatte eine Zeichnung mitgebracht, die sie mir mit todernster Miene überreichte.

Das Gesicht meines Schatzes bedeckte eine wild grinsende, schwarz-rote Kabukimaske. Dahinter drangen bei den ersten Besuchen kochende Wut und böswillig gezischte Kommentare hervor, wenn die anderen es nicht hörten. Mit der Zeit wichen diese Kommentare einer kalten Gleichgültigkeit. Während der Besuchszeit saß mein Schatz da, starrte mich mit den Glupschaugen der Maske an und strich sich über den Unterarm. Über die zornrote Narbe, die sich vom linken Handgelenk hinauf zur Armbeuge wand. Wenn noch jemand anders in der Nähe war, bekam ich am Ende dieser Besuche einen Kuss auf die Stirn, als sei sie ein Stück Fleisch. Ich konnte nicht entscheiden, ob ich dabei Lippen spürte oder das lackierte Grinsen der Maske.

»Was haben sie gesagt?«

»Naja, sie ist letzte Nacht gestorben.«

»Oh nein, Schatz! Oh nein! Komm her! Sag doch, wenn ich was tun kann.«

»Jaa, das ist jetzt nichts Besonderes. Das passiert eben.«

»Deine große Schwester ist gestorben. ›Das passiert eben.‹ Das ist doch eine große Sache!«

»Naja, sie hat lange gelitten, so ist es doch besser.«

»So kannst du doch nicht denken! Bist du denn gar nicht traurig? Du weinst ja nicht mal.«

»Dürfte ich wohl auf meine eigene Art trauern? Oder soll ich jetzt was vortäuschen?«

»Scheiße, deine Schwester ist tot! Bist du traurig? Fühlst du überhaupt was?«

»Im Moment gehst du mir auf die Nerven, ist das genug Gefühl für dich?«

Die Polizisten stellten sich vor, aber ich vergaß ihre Namen sofort wieder. Sie saßen neben meinem Bett auf Bänken aus dem Aufenthaltsraum, die Knöchel unter dem Sitz auf eine seltsam unterwürfige Art überkreuzt. Der Ältere trug eine schlaffe Doggenmaske aus Gummi, deren Augen ungeschickt schräg gemalt waren. Die Batman-Maske der Jüngeren war so gut, dass sie für einen Film getaugt hätte. Ich prustete los und tarnte es als Hüsteln.

Die Polizisten hatten Zweifel, auch wenn sie das nicht sagten. Sie fragten immer wieder, an welche Teile des Unfalls ich mich erinnerte. Das brachte mich zum ersten Mal dazu, über die Sache nachzudenken. Ich erzählte den Polizisten davon, wie ich die letzten Monate mit dem Auto durch die kühlen Gänge von Lagerhallen, über schäumende, endlose Seen, von Helsinki nach Utsjoki und zurück gefahren war. Ich war monatelang gefahren, erinnerte mich aber an keinen einzigen Zusammenstoß. Die

Polizisten sahen einander an. Der Ältere kramte Fotos aus einer Mappe. Der Tintenstrahldrucker hatte weiße Streifen auf dem Papier hinterlassen. Eine lange, gerade Landstraße, sandiger Waldboden und vom Wind gebeugte Kiefern zu beiden Seiten. Frühmorgendlicher Sonnenschein, eine dunkle Eisspalte, die sich durch den dichten Teppich der Tannennadeln am Boden zog. Ein roter Pkw mit der Flanke an einer Kiefer, um den Stamm gekrümmt.

Wie war ich aus der fraglichen Stelle herausgefahren? Ich wusste es nicht.

Erinnern Sie sich daran, einen Elch auf der Straße gesehen zu haben? Ich erinnerte mich nicht.

Auf der Straße waren keine Bremsspuren, warum wohl? Ach, tatsächlich nicht, wie interessant.

Warum hatten Sie beide das Sommerhäuschen am Abend verlassen, was war dort passiert? Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.

Und die Verletzung meiner Begleitung? Die jüngere Polizistin legte mir einen zweiten Ausdruck in den Schoß, den ich instinktiv ansah. Auf dem Foto war etwas Rotes, aber mehr schaffte ich nicht zu sehen. Das Gesicht meines Schatzes, einen halben Papierbogen groß mitten in meinem Sichtfeld, und ich blickte direkt darauf. Grelle Farben, Bewegung, sich plötzlich verdrehende Formen, die in Gehirn und Magen schmerzten. Ich versuchte, die Augen zu schließen, aber es war zu spät. Der Schwindel drehte-drehte-drehte das Zimmer schneller und schneller! Ich schrie und griff mir an den Kopf und erbrach mich auf meinen Kragen und das Papier und quer über die Bettdecke.

»Gefeuert, so eine Scheiße! Hast du's zu Hause schon erzählt? Muss dich ziemlich ankotzen.«

»Ach, das ist nichts. Die Jobs kommen und gehen eben.«

»Aber hast du da nicht gern gearbeitet?«

»Njaa, auf lange Sicht ist es wohl auch egal, was man macht.«

»Na, du bist aber auch was. Lass uns wenigstens auf ein Gläschen gehen!«

Im Zimmer wimmelte und schwirrte es. Meine Freunde standen entlang der Wände herum, gruben Tüten mit Kleidung aus den Schränken, fragten

mich, was ich mitnehmen wolle und was ich auf der Station lassen müsse. Eine der Pflegerinnen half mir beim Ankleiden, der Arzt brachte einen Stapel Papiere, die Ergotherapeutin schaute vorbei.

Meine Familie war nicht von ihren Besuchen abzuhalten gewesen, aber meine Freunde hatte ich mit Hinweisen auf nicht näher bezeichnete neurologische Probleme gebeten, mich in Ruhe zu lassen. Mein bester Freund hatte allerdings beschlossen, mich zu überraschen, indem er die Hälfte unseres Freundeskreises mitbrachte, um mir beim Wiedereinleben zu helfen. Das war eine seiner typischen Aktionen: Überraschungsbesuche bei Freunden mit einem Kuchen als Mitbringsel, ob es nun in den Zeitplan des Gastgebers passte oder nicht, Aufdrängen als freiwilliger Fahrer bei einem Ausflug, zu dem er nicht eingeladen war, Anmieten eines Sommerhäuschens übers Wochenende mit geliehenem Geld für alle Freunde, die kommen wollten … Seine Absichten waren reizend, die Umsetzung impulsiv und sozial gesehen beängstigend kurzsichtig, was er in all seiner hyperaktiven Geschäftigkeit nicht bemerkte.

Ich hatte Wochen alleine im Krankenzimmer verbracht, was das ganze Gewimmel schwindelerregend machte. Ich wollte keine Menschen um mich haben, aber ich konnte meine Freunde auch nicht wegjagen. Glücklicherweise hatten alle im Trubel des Umzugs anderes zu tun, als in der Stille die Hände zu ringen und zu überlegten, was sie sagen sollten. Ich versuchte nicht einmal, mich groß aufzuregen, wie ich es früher getan hätte, sondern saß nur schweigend da.

Ich bemühte mich herauszufinden, wer von den sechs Freunden wer war. Abgesehen von meinem besten Freund, dessen Maske ein lächelnder Golden Retriever mit heraushängender Zunge war, konnte ich sie ehrlich gesagt nicht voneinander unterscheiden. Ihre Stimmen wurden im Trubel zu einem einzigen Brei und die Masken erschwerten die Sache zusätzlich, aber sie waren nicht der Hauptgrund. Erst das Fehlen der Gesichter ließ mich erkennen, wie wenig ich bisher auf diese Menschen geachtet hatte. Ich war anwesend, schwieg, ließ sie klappern und um mich herumschwirren, wie üblich. Von irgendwoher fanden sie sich immer in meiner Nähe ein, obwohl ich nichts dafür tat. Irgendetwas gab ich ihnen wohl, denn sie kamen immer wieder. Jemand hatte gesagt, dass ich wie das Capybara aus den Internetvideos war. Ich saß manchmal einfach da und starrte ruhig und

sympathisch vor mich hin, und die Tiere tauchten eben in meiner Nähe auf. Das war es wohl.

Draußen war ein stechend blauer Wintertag. Mein bester Freund führte mich zu seinem Auto, die anderen verteilten sich auf ihre eigenen Fahrzeuge. Jemand plapperte laut etwas von einer Feier und wurde zum Schweigen gemahnt. Ich tat so, als hätte ich nichts gehört, und versuchte, nicht laut zu seufzen. Wir fuhren durch die Stadt. Pulverschnee wirbelte über die Scheibe und die heiße Luft aus dem Gebläse roch nach Schimmel und angesengtem Staub. Zu Beginn der Fahrt war mein Freund ruhig, und ich war benommen davon, statt der Gänge des Krankenhauses die strahlend winterliche Stadt zu sehen. Für einen Moment erwartete ich, unter meinen Füßen wieder die dahinfliegende Straße zu erblicken, doch der Boden des Autos blieb fest. Schnell begriff ich, was in der Welt draußen die größte Herausforderung war. Im Krankenhaus war es einfach gewesen, Bildern von Menschen aus dem Weg zu gehen, aber die Stadt war eine andere Sache. Die Menschen auf den Straßen hatten ihre Masken, doch die Werbetafeln, die Schaufenster, die Seiten der Busse, sie alle machten die Stadt zu einem Minenfeld der Gesichter. Ich hatte vorher nicht darüber nachgedacht, welche Massen an Werbung jeden Tag an unseren Augen vorbeiziehen. Ich lehnte den Kopf gegen das Seitenfenster und erblickte im Spiegel mein Gesicht. Selbst durch das schmutzige Glas hindurch sah ich normal aus.

Mein bester Freund schwieg, aber dahinter krümmten und kringelten sich die Fragen. Ich versuchte mich zu erinnern, wann er sich zu meinem besten Freund erklärt hatte, aber ich kam nicht darauf. Als ich den Blick vom Fenster abwandte, deutete er das als Erlaubnis, seine Neugierde zu stillen. Er gab mir in Andeutungen zu verstehen, dass es in unserem Bekanntenkreis Gerüchte über diese lange Wunde am Unterarm gegeben habe. Dass mein Schatz einen dramatischen Charakter und eine Co-Abhängigkeit habe, sei bekannt, und viele hätten den Eindruck gehabt, dass sich die Stimmung zwischen uns im letzten Jahr irgendwie angespannt habe. Und dann sei da noch diese Sache auf der Kreuzfahrt …?

Ich ließ die Andeutungen in der Luft hängen und sah durch die Windschutzscheibe auf die vereiste Straße hinaus. Die Stille zog sich hin, bis mein Freund sie unterbrach, wie immer – er ertrug nicht einen Moment des

Schweigens. Seine Partnerin hatte einmal gewitzelt, man könne ihn dazu bringen, einfach alles zu gestehen, wenn man nur still bleibe. Jetzt wechselte er das Thema und begann, von seinem Skiurlaub zu erzählen, von ihrer gemeinsamen Reise in die Schweizer Alpen. Klettertouren, Abfahrten, Wanderstrecken. Ein ganz idyllisches Hotel mit einfach wunderbaren Zimmern! Als wir auf den Hof unserer Reihenhauswohnung kurvten, schlug mein Freund gerade mit glühender Begeisterung vor, dass wir beim nächsten Mal mitkommen sollten. Als er begriff, was er da sagte, erstarb das Ende des Satzes.

»Ja, und dann haben wir gefickt!«

»Ja … Was hat dich wohl dazu gebracht, das zu tun.«

»Was? Na, denk doch mal nach. DENK NACH! Und ich hab Fotos gemacht, guck!«

»Jetzt pack mal dein dummes Handy weg. Warum hast du das getan?«

»Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Du bist nicht mal ein bisschen eifersüchtig? Was zur Hölle!«

»Also, wenn ich so schlimm bin, warum gehst du dann nicht einfach?«

Mein Schatz starrt mich einige Sekunden lang an und schnaubt. Ungläubigkeit, Lachen, Verachtung. Dreht sich um, wirft die Hände hoch und geht aus dem Raum.

»Du kapierst es einfach nicht, du kapierst es nicht!«

Das Haus war voller Leute. Freunde, entferntere Bekannte, Familienmitglieder. Mein Schatz umarmte mich im Flur wie einen Sack Kartoffeln. Eine Pflichtübung, weil alle zusahen. Auf dem Küchentisch standen ein Kuchen, Sekt, die obligatorischen Schalen mit Chips und Dip, der Inhalt einiger Süßigkeitenpackungen in Nachtischschälchen. Bag-in-Box-Wein, Bier, jemand rief, dass die Sauna an sei. Eine maskierte Menge drängte mich lautstark zu einer Rede, und man ließ mich nicht aus der Küche, bevor ich nicht einige verlegene Worte gemurmelt hatte.

Zehn Augenpaare, aus Glas und Plastik, gemalt und geschnitzt, starrten mich an, verfolgten jede meiner Bewegungen. Alle wollten etwas wissen, niemand wollte neugierig sein. Ein Mann, dessen Pferdemaske ich als Finnpferd erkannte, erzählte mir lange dies und das, ehe ich begriff, dass er mein großer Bruder war, den ich selten sah. Er sagte, dass er ein- oder zweimal

im Krankenhaus gewesen sei, als ich noch im Koma gelegen habe. Entschuldigte sich dafür, dass er es nach meinem Aufwachen nicht geschafft hatte – der neue Job habe seine ganze Zeit beansprucht. Eine Führungsposition in der chemischen Industrie, dutzende Angestellte unter ihm, internationaler Handel, das Gehalt entsprechend. Die Wohnung im Zentrum hätten sie gegen ein Einfamilienhaus eingetauscht, damit den Kindern im Hof Platz zum ausgelassenen Toben bleibe, und das Sommerhäuschen hätten sie renoviert. Mit Papa habe er Eishockey geschaut und den sechzigsten Geburtstag gefeiert. Mit Mama habe er ständig zum Arzt gehen müssen, aber ihre neuen Antidepressiva hätten zu wirken begonnen. Eine Zeit lang habe es so ausgesehen, als würde mein Unfall ihr eine erneute Einweisung bescheren, aber mit meiner Genesung habe sich auch ihr Zustand gebessert. Es sei doch schon schrecklich, nur ein Kind zu verlieren, aber gleich zwei. Ich nickte verständnisvoll. Er schwieg einen Moment, rieb sich die Hände, wand sich. Ich holte ihn aus der Bredouille, indem ich sagte, dass ich verstände. Er sei ja jetzt hier, ohnehin sei es angenehmer, sich zu Hause zu treffen. Wie er aufatmend in sich zusammenfiel, war fast komisch. Aber dann musste er auch schon los, die Kinder kämen bald vom Sport. Wenn ich irgendetwas bräuchte, Geld oder … Er wusste nicht wirklich, wie er es formulieren sollte. Falls ich vorbeikommen wolle, tags oder nachts, ihre Tür sei immer offen und die Sauna warm! Ich lächelte, nickte und umarmte ihn. Mein Bruder marschierte in seiner Treckingjacke und den Wanderschuhen aus der Tür – wurde wieder ein Name in Textnachrichten und auf Weihnachtskarten.

Menschen kamen und gingen, der Lärmpegel stieg, die Lachsalven wurden schriller. Ich selbst trank nur zwei oder drei Bier, aber je betrunkener die Gäste wurden, desto aufdringlicher wurden auch ihre Fragen. Sie wollten meine Operationsnarbe berühren, die zwischen den Haaren immer noch zu sehen und zu fühlen war. Eine hellrote Linie von einem Ohr zum anderen und am Schädelrand entlang nach oben. Ich gab Antworten auf Fragen zu meiner Zeit im Krankenhaus, berichtete von den Träumen, die ich während des Komas gehabt hatte, beschrieb die Anstrengungen der Reha, erzählte, dass ich mich an den Unfall selbst überhaupt nicht erinnerte. Von den Masken sagte ich nichts und tat so, als hörte ich die Anspielungen auf meine Beziehung nicht.

Die Menge an Menschen machte mich nach der Zeit im Krankenhaus ganz benommen. Eine groteske Maske nach der anderen drängte sich vor mich, der Höflichkeitsabstand schrumpfte mit steigender Promillezahl, das Stimmengewirr wurde zu einem Knattern, das jeden Gedanken zerstörte. Jemand hielt mir ein Handy vors Gesicht und versuchte, mir ein Bild von seinem Kind zu zeigen. Schon ein kurzer Blick darauf ließ das Zimmer kreisen und brachte mich zum Würgen. Ich schlug ihm fast das Telefon aus der Hand, um nicht einen ähnlichen Brechanfall wie im Krankenhaus zu bekommen. Immer verzweifelter durchkämmte ich die Menge mit den Augen. Ich versuchte, wenigstens einen Menschen ohne Maske zu finden, ganz egal, was der Anblick eines bloßen Gesichtes auslösen würde. Ich war nach wie vor der einzige Mensch ohne Maske. »Nur ich! Nur ich! Nur ich!« Die Worte wiederholten sich in meinem Kopf immer zwanghafter, immer schauerlicher, bis ich sie halblaut murmelte.

Um Mitternacht hatte ich genug. Ich begann, den anderen gegenüber Andeutungen zu machen, dass ich noch recht müde sei und mich schon hinlegen wolle. Ein Teil von ihnen machte es sich zur Aufgabe, mit einer peinlich selbstbezweckenden Forschheit die Wohnung zu leeren. Hey, jetzt aber raus hier, Genesende brauchen ihren Schlaf!

Ein Dutzend betrunkene Umarmungen und Glückwünsche später stand ich allein im Erdgeschoss des Einfamilienhauses. Die offene Tür zur Sauna verströmte Wärme und den Geruch von feuchtem Holz, der gelbe Schein der Lampen in der Küche und im Bad warf lange Schatten in die Wohnung. Ich zog mir Schuhe an, öffnete die Tür zur Veranda und trat hinaus in die frische Winterluft. Die Lichter der Stadt färbten die Wolken braun, das Geländer war eisig unter meinen Händen. Von der Veranda öffnete sich der Blick auf unseren bescheidenen Streifen des Hofes. Eine Kiefer, dahinter erhob sich die rote Backsteinmauer des angrenzenden Hauses. Mein Schatz hatte genörgelt, dass der Hof mies sei, aber das war der einzige Grund, weshalb wir uns die Wohnung damals leisten konnten.

Ich lehnte mich ans Geländer und betrachtete die Schneedecke, die im Licht der Außenleuchten glitzerte, bis meine Finger gefühllos waren und ich vor Kälte zitterte. Ich wollte einfach nur schlafen gehen, aber mir stand noch etwas Zermürbendes bevor. Ich seufzte, wandte mich um und ging hinein.

Mein Schatz saß mit dem Rücken zu mir im Sessel und sah aus dem

Panoramafenster im Wohnzimmer, durch das die funkelnden Lichter der Stadt und der weiter unten am Hang gelegenen Häuser schienen. Die Maske spiegelte sich im Fenster. Auch wenn sie sich nicht verändert hatte, schien ihr Grinsen irgendwie weniger wild. Ich zog die Schuhe aus, klopfte sie über der Veranda aneinander ab, stellte sie auf den Boden und schloss die Tür hinter mir. Ich blieb stehen und wartete.

»Ich gebe auf«, kam es aus dem Sessel. »Ich hasse dich nicht mal mehr. Ich habe zu viel von meiner Seele darauf verschwendet, dich zu hassen. Vielleicht tust du mir leid, aber das wäre ja so, als hätte man Mitleid für irgend ‘nen… weiß nich, ‘nen Felsbrocken. Ich muss an mich denken, ich werd mein Leben nicht mehr wegen dir zerstören. Hab ja davon schon … mein Gott, elf Jahre verschwendet. Wie kann man so lange so dumm und blind sein. In was hab ich mich verliebt, was hab ich in dir geseh’n?«

Ein ungläubiges Auflachen, das Geräusch von Rotz in der Nase.

»Scheiße, ich wollt mich echt umbringen, nur um irgend‘ne Reaktion von dir zu kriegen. Zweimal. Vielleicht hab ich beim letzten Mal eher versucht, dich umzubringen. Ich weiß nicht, was ich eigentlich erwartet hab. Ganz egal, was man dir zu geben versucht, wie viel man dir gibt, Gutes oder Schlechtes … Man könnte es auch gleich in einen Brunnen schmeißen. Das haben auch die anderen gemerkt.«

Die Stimme verlor sich. Ich stand da und wartete, ohne etwas zu sagen. Aus dem Sessel kam nur Schweigen. Ich spürte den Erwiderungen nach, die mir auf der Zunge lagen und mit denen ich früher die Situation entschärft hätte. Wie üblich wusste ich, wie das Gespräch verlaufen würde. Was mein Schatz sagen würde, was ich antworten müsste und in welchem Tonfall, um mein Gegenüber zufriedenzustellen. Wann ich die Stimme ein wenig heben müsste, als wäre ich wütend, wann eine Umarmung angebracht wäre. Ich hatte das für ein Zeichen von Einfühlungsvermögen gehalten, für ein unterbewusstes Steuern der Situation in die bestmögliche Richtung. Ich hatte nicht mehr die Kraft, mich zu belügen. Es ist immer nur reine, ermüdende Automatik gewesen.

Die Minuten vergingen. Ich verlagerte mein Gewicht von einem Bein auf das andere. Mein Schatz schniefte. Die Stille spannte sich immer weiter, stärker als jemals zuvor. Ich verspürte kein Bedürfnis, die Spannung aufzulösen.

»Hätte es dich gekümmert, wenn ich es geschafft hätte? Wenn ich gestorben wäre? Was hättest du gefühlt?«

Ich wandte mich ab und stieg die hölzernen Stufen zum oberen Stockwerk hinauf. Im Schlafzimmer roch es vertraut. Ich kroch zum ersten Mal seit Monaten in mein eigenes Bett und fiel in einen tiefen Schlaf.

Ich wäre erleichtert gewesen.

Mein Schatz sitzt nackt auf dem Fußboden unseres Sommerhäuschens, die Knie nebeneinander, die Oberschenkel und der Brustkorb blutüberströmt. Die Finger der einen Hand fest um das Handgelenk der anderen geschlungen. Blut quillt in Stößen über den Unterarm und hängt in gerinnenden Fäden vom Ellenbogen. Das Messer liegt auf dem Fußboden, in der Sturmlaterne auf dem Holztisch flackert eine hohe, rußende Flamme, das Feuer im Kamin knackt und lodert. Die Luft riecht nach Rauch, Lampenöl und Blut.

»Sag was, sag was, verdammt, schrei mich an!«

Ich runzele die Stirn und sehe mich nach dem Verbandskasten um. Er liegt auf dem obersten Regalbrett im Vorbau zwischen einem geflochtenen Körbchen und einem Stapel alter Zeitungen.

»Nicht mal das! Du bist unglaublich, UNGLAUBLICH!« Ein Heulen aus dem hässlich verzerrten Mund.

Ich muss die Finger einzeln vom Handgelenk lösen, woraufhin der Rest des Körpers zu einem schluchzenden, schreienden Haufen zusammensackt und ich endlich die Wunde verbinden darf. Der Schnitt ist lang, aber nicht allzu tief. Er verläuft nicht quer über das Handgelenk, sondern die Venen entlang in Richtung der Ellenbeuge. Ich lege eine Mullbinde nach der anderen auf die Wunde und fixiere sie mit einem Druckverband, um die Wundränder zusammenzuhalten.

»Du kriegst hier keine Hilfe her, ich hab die Handys und die Autoschlüssel in den See geschmissen«, kommt der nächste Satz schluckend und würgend zwischen zwei Heulattacken.

»Ich hab einen Ersatzschlüssel im Rucksack. Zieh dir eine Hose an, dann fahren wir zur Erste-Hilfe-Station im Dorf.«

»Du bist gar nichts! Du bist kein Mensch. DU BIST KEIN MENSCH!«

Ich erwachte allein im Bett. Auf der anderen Seite hatte niemand geschlafen. Der kalte Wind ließ das Fenster knacken und warf Schnee dagegen,

durch den Eisschleier schien ein pastellblauer Himmel. Ich rieb mir übers Gesicht. Es fühlte sich seltsam betäubt an und die Narbe am Hinterkopf juckte.

Die Türen der Schlafzimmerschränke waren angelehnt und auf dem Boden lagen Kleidungsstücke herum. Ich ging hinaus auf den Flur und lauschte nach Geräuschen von unten. Das Haus war still.

Im Erdgeschoss fanden sich überall die Spuren der gestrigen Feier. Eine Bierdose auf dem Lautsprecher, ein in den Teppich getretener Kartoffelchip, jemandes Shirt, ein noch immer feuchtes Saunatuch. Hier und da fehlten Dinge: CDs, Bücher, Geschirr. Alles, was meinem Schatz wichtig war.

Ich ging aufs Klo, setzte Kaffee auf, machte eine Runde durchs Haus. Mein Gesicht fühlte sich noch immer seltsam an. Nicht wirklich betäubt, sondern gerade so, als wäre die Haut mit Kleber bestrichen, der dann getrocknet war. Ich rieb und befingerte mein Gesicht und die Narbe am Hinterkopf, die regelrecht brannte.

Bis auf die Outdoorkleidung hatte mein Schatz fast alle Kleider aus dem Schrank genommen. In den Küchenschränken klafften Lücken in den Reihen aus Geschirr. Die Töpfe und die Bratpfanne waren verschwunden. Der Schrank unter der Treppe stand weit offen und die dort gelagerten Koffer waren weg. Zwei große Koffer, gerade genug, um ein neues Leben zu beginnen.

Die Wintersonne brachte die gelbe Einrichtung der Küche zum Glühen. Ich goss mir einen Kaffee ein und setzte mich an den Tisch. Die einzelnen Tropfen des aus der Tasse aufsteigenden Dampfs tänzelten im Kegel des Sonnenlichts. Ich pulte mit den Nägeln an einem grünen Häkeltuch und dachte über den nächsten Schritt nach. Zumindest sollte der für die Scheidung nötige Papierkram bald in Angriff genommen werden.

Draußen tobten die Nachbarskinder in ihren Teddy-Overalls im Schnee herum. Sie versuchten, etwas aus dem Pulverschnee zu bauen, der ihnen wie trockener Sand durch die Finger rann. Eines der Kinder trug einen Astronautenhelm mit goldenem Visier, die anderen sah ich nicht klar genug. Ich fixierte das Fensterglas. Mein Gesicht spiegelte sich undeutlich vor dem Schatten eines Baumes.

Alle trugen Masken, nur ich nicht. Was hatte das zu bedeuten? Einige der Masken erzählten vom Inneren ihrer Träger, andere karikierten, wieder andere verdeckten etwas. War ich der einzige echte Mensch, der nichts war als das, was man auf den ersten Blick sah? Das fühlte sich nicht richtig an. Ich konnte doch wohl keine Karikatur meiner selbst sein? Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich hatte immer die anderen beobachtet und sie entwirrt wie eine verknotete Angelschnur, aber nie mich selbst. Eine Ehe, wozu? Freunde, wozu? Eine Familie und ein Job und Hobbys, wozu und wozu und wozu?

Ich bekam einfach nichts zu fassen.

Der Kaffee war kalt geworden, die Sonne am Himmel weitergewandert. Die Kinder hatten unförmige Schneeklumpen hinterlassen, von denen der Wind Puder abtrug. Die Haut um meine Augen spannte. Ich drückte die Hand darauf und rieb heftig – und etwas auf meinem Gesicht bewegte sich. Ich berührte die Narbe an meinem Hinterkopf.

Ja. Natürlich.

Ich stand auf und trat vor den Spiegel im Flur. Zupfte eine Postkarte aus dem Rahmen und ließ sie auf den Boden fallen.

Jetzt, da ich wusste, worauf ich achten musste, war alles überraschend klar. Eine verblüffend detaillierte Menschenmaske bedeckte mein gesamtes Gesicht. Aus den Augenlöchern strahlte Leere. Keine Schwärze, nur ein tiefes, nagendes, alles verschlingendes Nichts. Ich beugte den Kopf nach vorne und begann, mit den Nägeln an der Narbe am Hinterkopf zu kratzen, die gar keine Narbe war, sondern ein in die Haut drückendes Gummiband. Schließlich gelang es mir, beide Zeigefinger darunterzuschieben. Das Gummi löste sich schmatzend von der Haut, bis ich es schließlich über den Kopf gezogen bekam.

Die Maske fiel mir in die offenen Hände. Ihre Innenseite war weiß, gleichmäßig und bis auf die Augenlöcher vollkommen ausdruckslos. Keine Vertiefungen für die Nase oder die Wangenknochen, nichts.

Ich ließ die Maske auf den Boden fallen und hob den Blick zum Spiegel.

Illustriert von Lynn Neie